

NACHRUF

In der Höhe des Aufbruchs. Zum Gedenken an André du Bouchet

André du Bouchet ist nicht mehr. Es war am 19. April dieses Jahres. Aber er lebt, in der Höhe des Aufbruchs seiner Schrift. Ich sehe ihn vor mir in seiner großen Gestalt, felsig wie sein Wort. Es war, als hätte sich sein Körper gewappnet, um alles Auszusprechende und nicht Ausgesprochene, weil Unausprechbare in sich zu bergen. Ein Ort des Vergessens, in dem die Erinnerung bewahrt ist. Dahin ging sein scharfer, fragender Blick, der unter den buschigen Augenbrauen ungestellt flackerte. Aus ihm brachen Wörter eruptiv hervor, Bruchstücke einer langen, verlorengegangenen Kette, ausgelöst durch die alltäglichsten Dinge, wie er sie auf einem Spaziergang in der Umgebung von Truinas in der südfranzösischen Drôme zum Beispiel antreffen konnte, wo es geschah, am 19. April dieses Jahres, in der Höhe des Aufbruchs seiner Schrift; ausgelöst aber auch immer wieder durch seine Lektüren und seinen Kontakt mit Bildern und Maler- und Dichterefreunden, Tal Coat, Giacometti, Hercules Seghers, Poussin, Cézanne, Hölderlin, Baudelaire, Reverdy, Celan, um nur einige zu nennen.

In dieser Vertikalen zwischen dem Höchsten und dem Einfachsten steht sein Wort, es selbst immer auf dem Zenith seines gesättigten Sinns, er seinerseits immer abseits, ihm folgend. Die Bergwelt der Drôme war seit langem seine Wahlheimat geworden, aber nicht, weil er sie gewählt hätte, vielmehr hatte seine Dichtung ihn zu ihr geführt. Denn alles geschieht zuerst auf der Seite. Längst - seit je - war sein Wort ein felsiges Wort:

„[...] Bergfragmente wiederverwendet für die Chaussee.
[...] das ist Schreiben für den Boden. Himmel.“

Während das Buch - oder das Bild, beides ist sich gleich - ihm Landschaft war. Es schließt sich über ihm, und er geht darin, „ungeführt“, wie auf der „dem Himmel wiedergeöffneten Erde“. Die Luft, „air“, weht ihm von seinem Atem zu.

„Air“ - das war ein Gedichtzyklus von 1951, den er immer wieder, mehr als viele andere seiner Gedichte und poetischen Texte, abwandelte, um das Wort zu sich selbst kommen zu lassen, es von den Spuren subjektiven Ausdrucks zu befreien. Wie Hölderlin und, in dessen Nachfolge, Celan suchte auch er, der Gedichte beider Dichterefreunde übersetzt hat und darüber hinaus der Weggefährte Celans in der Pariser Zeit war, das „heilig-nüchterne Wort“. Nach über vierzig Jahren Arbeit poetischer Konzentration blieb 1995 von dem gesamten kleinen Zyklus schließlich nur noch das Schlussgedicht „ich sehe fast nichts“ in einer leicht abgewandelten Versform erhalten. Dessen letzte Zeilen lauten:

„alles existiert so stark
und fern
dass ich meine Hand lassen kann
draußen
ich sehe fast nichts.“

Dieses ist nicht das Ende der Dichtung von André du Bouchet, es ist ihr Anfang. Denn sie steht in der „Höhe des Aufbruchs“, in der Absolutheit des Wortes, welches auf das Weiß der Seite gerichtet ist, das „zu erreichende Weiß“, das, „für eine Zukunft, erneut Körper geworden ist“ und „von weitem erhellt“.

Appell des Schriftkörpers der Seite, um zu lesen wie André du Bouchet, „mit dem Fuß – der Hand oder dem Auge“.

Sieghild Bogumil